



Von Fall zu Fall

Zur Bedeutung des Falls in der qualitativen Sozialforschung

Frühjahrstagung der Sektion „Methoden der qualitativen Sozialforschung“
in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

18./19.3.2016

Humboldt-Universität Berlin, Institut für Europäische Ethnologie
Mohrenstraße 40/41, 10117 Berlin
Raum 311

Abstracts

Spannende Fälle

Ansatzpunkte einer tensionalen Soziologie?

Denis Hänzi, TU Darmstadt

In ausdifferenzierten modernen Gesellschaften werden Problemfälle typischerweise im Sinne der (Wieder-)Herstellung unzweideutiger Verhältnisse angegangen und bearbeitet: Der Kriminalfall etwa will gleichsam restlos aufgeklärt und möglichst ein für alle Mal gelöst werden; der Krankheitsfall wiederum ruft nach präziser Diagnose und entsprechend eindeutiger Behandlungsindikation; der Versicherungsfall schließlich verlangt, um als solcher gelten zu können, nach unzweifelhafter Begründetheit von Leistungspflichten. In einem ersten Schritt widmet sich der geplante Beitrag der Frage, ob und inwieweit auch in der fallrekonstruktiven Sozialforschung in diesem Sinne vorgegangen wird: Geht es nicht im Rahmen der objektiv-hermeneutischen Erschließung von „Fallstrukturgesetzmäßigkeiten“ (Ulrich Oevermann) recht regelmäßig darum, soziale Praxen in ihrer eindeutigen Regelmäßigkeit zu rekonstruieren? Und folgt nicht die Analyse von „Prozessstrukturen des Lebenslaufs“ (Fritz Schütze) gleichsam strukturell dem Anspruch, den fraglichen Fall in seiner einheitlichen Eigenständigkeit beschreiben zu können? Ja, heben nicht biographische Fallrekonstruktionen fast typischerweise darauf ab, subjektive Konstruktionsleistungen in Form unzweideutiger „Verlaufstypen“ (Gabriele Rosenthal) zu kondensieren? Gesetzt den Fall, dem sei so: Repliziert die fallanalytisch angelegte qualitative Sozialforschung damit nicht schlechterdings den hegemonialen Modus der gesellschaftlichen Problembearbeitung – statt diesen

__Sektionsvorstand__

Prof. Dr. Ruth Ayaß (Klagenfurt, Sprecherin) – Dr. Uwe Krähnke (Leipzig) – Prof. Dr. Thomas Scheffer (Frankfurt a.M.)
Anschrift: c/o Prof. Dr. Ruth Ayaß, Universität Klagenfurt, A-9020 Klagenfurt, ruth.ayass@aau.at

in seiner sozialen Bedingtheit (und gegebenenfalls: seiner inneren Widersprüchlichkeit) zu erhellen? Vor diesem Problemhintergrund wird in einem zweiten Schritt für eine qualitativ-rekonstruktive Sozialforschung plädiert, die ihre Fälle dezidiert als Ausdrucksgestalten jener grundlegenden „Gespanntheit“ konzeptualisiert, wie Georg Simmel sie als Konstitutivum moderner Gesellschaften beschrieben hat. Anhand zweier exemplarischer Fälle von beruflichen Bewährungsstrategien, die sich im Zuge eigener empirischer Arbeiten als durchwegs uneindeutig und ambivalent herausgestellt haben, sollen die Grundzüge eines Forschungsansatzes skizziert werden, in dessen Rahmen dem zu rekonstruierenden Fall der analytische Status eines Spannungsverhältnisses zukommt. In einem dritten Schritt wird schließlich die These zur Diskussion gestellt, dass es sich gerade in der unserer Tage höchst „zerrissenen Welt des Sozialen“ (Axel Honneth) als erkenntnislogisch unabdingbar erweist, nach Ansatzpunkten einer tensionalen Soziologie zu suchen – und dass hierin eine vordringliche Bedeutung spannender Fälle in der qualitativen Sozialforschung der Gegenwart liegen könnte.

Kontakt:

Dr. Denis Häenzi

Technische Universität Darmstadt, Institut für Soziologie

Dolivostraße 15, D-64293 Darmstadt

Email: haenzi@ifs.tu-darmstadt.de

Aus der Tiefe des Falles

Zur Fallaffinität von Daten und deren methodischer Überwindung

Peter Hofmann und Annekathrin Stange, Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Der Vortrag reflektiert das methodische Vorgehen eines ethnografisch angelegten Forschungsprojektes zur Soziologie der Elternwerdung, in dem sich als Analyseeinheiten Fälle von Paaren aufdrängten. Schwangerschaften und werdende Elternschaft sind sozial sehr unterschiedlich gerahmt und ihr Verlauf wird in qualitativen Interviews in hochgradig individuelle Narrative gegossen. Je tiefer man analytisch in den Fall eintaucht und ihn in seinen Details durchdringt, desto unvergleichlicher wird er und man droht sich in den Details von Einzelfallstudien zu verlieren, ohne jemals auf den ‚Normalfall‘ zu stoßen. Fragen zum Untersuchungsgegenstand lassen sich dann jeweils fallweise bearbeiten, das allgemeinsoziologische Interesse am Phänomen wird dadurch aber nicht automatisch bedient. Je tiefer man also in den Fall eindringt, desto weniger repräsentativ ist er und desto stärker droht man seinen eigentlichen Untersuchungsgegenstand (etwa: das Schwanger-Sein) aus den Augen zu verlieren. Was lässt sich dann noch über die Normalität des sozialen Ausnahmezustands einer Schwangerschaft sagen? Während quantitative Forschung sich an statistischen Mittelwerten orientieren kann, ‚fehlt‘ in der qualitativen Forschung ein entsprechend heuristisches Konzept des Normalfalls. Häufig findet man eine mehr oder weniger an Max Weber orientierte Typenbildung zur Lösung des Problems vor, die als analytisches Ergebnis aber häufig unbefriedigend ist. Wir meinen, dass eine über Fallvergleiche konstruierte Typenbildung nur ein Zwischenschritt auf dem Weg zum Ziel sein sollte, ein Phänomen mehr oder weniger fallabstrahiert beschreiben zu können. In unserem Vortrag wird an exemplarischem Material dieser analytische Weg nachgezeichnet, der aus der Tiefe des Falles heraus zu fallübergreifenden Aussagen zum Phänomen führt. Dazu gilt es einerseits, zu einem geeigneten Zeitpunkt die individualisierende Fallsortierung zugunsten einer thematischen Bündelung des Materials zu durchbrechen. Dabei lassen sich manche Themen leichter von der Fallebene ablösen, während andere hochgradig kontextsensitiv mit ihr verschmolzen sind. Andererseits gilt es eine Gewichtung von Fällen vorzunehmen, die in ihren Facetten unterschiedlich stark über sich selbst hinausweisen und auf ihre jeweilige Weise für das Phänomen stehen können. Dies verlangt eine kreative Konstruktionsarbeit, die die analytischen Möglichkeitshorizonte des Falles aufspannt, seine idiosynkratische Struktur hinter sich lässt und ihn in seiner Allgemeinheit herausschält. Die analytische Aufgabe erstreckt sich bis hin zur Darstellungsarbeit in Publikationen: Während manche Daten ihrem Fallkontext hier weitgehend enthoben werden können, bleiben andere zwar durchaus ihrer Falltiefe verhaftet, können aber dennoch auf Faktoren verweisen, die in erster Linie das Phänomen und nicht primär den Fall zu verstehen geben.

Kontakt:

Dipl. Soz. Peter Hofmann und Annekathrin Stange, M.A.

Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Soziologie

Jakob-Welder-Weg 12, D-55128 Mainz

E-Mail: peter.hofmann@uni-mainz.de / stangea@uni-mainz.de

Sich an Anträge heften

Zur Entstehung parlamentsethnografischer Fälle

Stefan Laube und Jan Schank, Goethe-Universität Frankfurt/Main

„In the fall of 1955, I moved to Kansas City to begin fieldwork at the University of Kansas Medical School (...). We were going to study medical students and medical education but, to be truthful, I had very little idea of what I was going to do“. Diese Erinnerung stammt von Howard Becker (1993, S. 23). Sie bezieht sich auf Feldforschungen, die die Basis einer mittlerweile klassischen Studie in der qualitativ-ethnographischen Soziologie bildet (Becker et al. 1992 [1961]).

Beckers Formulierung to be truthful verweist auf einen Tabubruch. Zuzugeben nicht zu wissen, welche Hypothese man verfolgen, welche Theorie man falsifizieren oder welche Daten man erheben wird, stellt einen Widerspruch zur Rhetorik von Forschungsdesigns dar, die bereits vor Beginn einer Untersuchung festlegen, was und wie sie untersuchen. Für ethnographisches Forschen ist dieses (partielle) Nichtwissen aber eine zentrale epistemische Ressource. So haben EthnographInnen verschiedentlich betont, dass die Theoriearbeit ethnographischer Forschung entscheidend von ihrem Potential zu entdecken geprägt ist (z. B. Emerson et al. 1995; Amann und Hirschauer 1997; Corbin und Strauss 1996).

Wir möchten veranschaulichen, dass diese explorative Offenheit auch fruchtbar ist, wenn es um die Frage geht, wie Fälle zu ihren EthnographInnen kommen bzw. wie EthnographInnen zu ihren Fällen kommen. Anhand laufender Forschungen in verschiedenen Parlamenten möchten wir zeigen, in welcher Weise Fälle generiert werden können, wenn sich EthnographInnen an die Dinge heften, denen die Teilnehmenden situationsübergreifende Aufmerksamkeit und Anstrengungen widmen. In forschungspraktischer Hinsicht führt das Sich-an-die-Dinge-Heften unweigerlich dazu, dass ForscherInnen nicht nur in einzelne Episoden und Situationen, sondern in trans-situative Projekte der Teilnehmenden hineingezogen werden. Im Vortrag stellen wir zwei solcher trans-situativer Fälle vor: Zum einen die mehrmonatige Fertigung eines Leitanspruchs zur, in den Worten der Teilnehmenden, parteiinternen „Schärfung unseres sozialpolitischen Profils“ (Laube), zum anderen die mehrmalige Befassung in verschiedenen parlamentarischen Gremien mit einem parlamentarischen Antrag einer Oppositionsfraktion (Schank). Follow the thing (Clifford 1992), so möchten wir zeigen, führt in unserer Feldforschung nicht bloß zu einer multi-sited ethnography (Marcus 1995), die die Befassung mit einer Antragsache in verschiedenen Lokalitäten nachzeichnet. In den Fokus rückt gleichermaßen das ethnographische Mitvollziehen von lokalitäts- bzw. situationsverkettenden Bearbeitungen der in Frage stehenden Objekte.

Literatur:

Amann, Klaus, und Stefan Hirschauer. 1997. Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie, Hrsg. Klaus Amann und Stefan Hirschauer, 7-52. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Becker, Howard Saul, Blanche Geer, Everett C. Hughes, und Anselm L. Strauss. 1992 [1961]. *Boys in White: Student Culture in Medical School*. New Brunswick: Transaction.

Clifford, James. 1992. *Traveling Cultures*. In *Cultural Studies*, Hrsg. Lawrence Grossberg, Gary Nelson, und Paula Treichler, 96-117. New York: Routledge.

Corbin, Juliet, und Anselm Strauss. 1996. *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.

Emerson, Robert M., Rachel I. Fretz, und Linda L. Shaw. 1995. *Writing Ethnographic Fieldnotes*. Chicago: University of Chicago Press.

Kontakt:

Dr. Stefan Laube und Dr. des Jan Schank

Goethe-Universität Frankfurt/Main, Institut für Soziologie

Theodor-W.-Adorno-Platz 6, D-60629 Frankfurt am Main

Email: laube@em.uni-frankfurt.de / j.schank@soz.uni-frankfurt.de

Die allmähliche Konstruktion des ‚Falls‘ während des Forschungsprozesses durch die sukzessive Rekonstruktion der Perspektiven

Bericht aus einem methoden- und perspektivenpluralen Projekt

Claudia Peter, Goethe-Universität Frankfurt/Main

Auch in der qualitativen bzw. interpretativen Forschung gehen die Vorstellungen von dem, was ‚der Fall‘ ist, weit auseinander. Für die einen steht der Fall von Anfang der Untersuchung an bereits fest. Der Fall wird dann oft mit der Person, einer Gruppe wie Familien, Klassen oder ähnliches gleichgesetzt und schlichtweg als Erhebungseinheit verstanden. Die Erhebungen sind auf diese konzentriert, zu ihnen werden dann ‚Fallstrukturhypothesen‘ gebildet oder ‚case studies‘ geschrieben. Für die anderen muss das ‚was der Fall ist‘, erst mühsam herauspräpariert werden und ist gerade erst Ergebnis einer aufwendigen rekonstruierenden Analyse.

Mir erscheint die oft vorgenommene Gleichsetzung des Falls mit Akteuren für das soziologische Arbeiten zu pragmatisch, zu vorschnell und denkentlastend. Ich möchte in Absetzung davon dafür plädieren, prinzipiell immer Fall, Phänomen und Feld als drei verschiedene operationalisierbare Grundelemente jeder qualitativen Studie zu unterscheiden. Nicht notwendig muss schon am Anfang einer Untersuchung jedes Element für sich bestimmbar sein. Zum Beispiel kann anfangs ein thematisches Interesse an einem (beobachtbaren) Phänomen bestehen und erst im Laufe der Untersuchung rekonstruiert werden, ‚was der Fall ist‘, wie ich kurz im Vortrag anhand eines älteren Projektes veranschaulichen kann. Phänomen und Fall lassen sich derart unterscheiden, dass ein Phänomen immer Bestandteil der Lebenswelt ist, i. d. R. eine materiale Qualität besitzt, beobachtbar oder wissbar ist oder Irritationen beispielsweise aufgrund von Abweichung, Neuartigkeit oder Uneindeutigkeit auslöst, während der Fall der Welt der Wissenschaft angehört, d. h. genauer, dass er ein logisches Konstrukt ist, über den sukzessive eine Theorie mittels empirischer Analysen gebildet wird. Statt Gleichsetzung oder Parallelisierung ist also den Möglichkeiten einer Übersetzung zwischen beiden Welten mehr Beachtung zu schenken.

Diese Überlegungen sollen anhand eines derzeit von uns durchgeführten Projektes veranschaulicht werden. Schwerpunkt des Vortrags soll das Untersuchungsdesign und die Arbeitsweise sein, mit denen dieses DFG-Projekt organisiert wird, sie sollen zur Diskussion gestellt werden.

Ausgangspunkt des Projektes waren Veränderungen des Krankheitsspektrums im Kindes- und Jugendalter, wonach durch neuerdings erfolgreiche operative Möglichkeiten komplexe angeborene Fehlbildungen bei Neugeborenen operiert werden können und die Chance zum Leben besteht: es ist eine neue Patientengruppe unter den kindlichen Patienten am Entstehen, deren Krankheitserleben und Verlaufskurven sich von denen mit angeborenen chronischen Krankheiten – so eine These – unterscheiden lassen. Warum? Einerseits aufgrund der massiven Therapeutisierung der ersten Lebensjahre der Kinder mit diversen Bezugspersonen, und aufgrund der allmählichen Angleichung der anatomischen Gegebenheiten und Körperfunktionen gehen wir andererseits von veränderten sozialisatorischen Voraussetzungen des Aufwachsens aus, die durch vielfältige Sozialisationsagenten (neben Eltern v. a. Therapeuten, Integrations-

helfer u. ä.) moderiert werden, und darüber hinaus den Kindern alternative bis neuartig-altersuntypische Erlebnisse und Erfahrungen mit sozialisatorischem Charakter bereitstellen. Im speziellen Fokus stehen dabei die massiven Krankheits- und Therapieerfahrungen in ihren Auswirkungen auf die Individualentwicklung. Dieses Erkenntnisinteresse soll mit einer sozialisationstheoretischen Rahmung mit einer empirisch grundierten Theoriebildung beantwortet werden. Die Bestimmung der Felder, in denen die Kinder ‚gefunden‘ werden, war schnell erfolgt. Stationäre wie ambulante medizinische und therapeutische Einrichtungen und Betreuungsinstitutionen mit Integrationskompetenz sind neben dem Familienalltag die Felder, in denen erhoben wurde und wird. Da aufgrund der Fragestellung eine längere Begleitung von einzelnen Kindern nötig ist, um überhaupt Sozialisationseffekte nachweisen und nachzeichnen zu können, ist ein intensiver Kontakt zu einzelnen Familien wichtig. Aber: die Kinder sind nicht der Fall, sondern die zentrale Erhebungseinheit. Da an der Entwicklung dieser Kinder i. d. R. viele Akteure mitwirken bzw. auf sie einwirken, ist das Erhebungsdesign multiperspektivisch aufgefächert: sowohl die Eltern als auch die Pädiater, die Klinikärzte, die Therapeutinnen sowie Erzieherinnen nehmen bestimmte Entwicklungsbereiche bevorzugt wahr und beurteilen sie als Experten. Nicht immer in Kongruenz, aber immer in gegenseitiger Wahrnehmung der Einschätzung der anderen Experten verläuft die Betreuung der Kinder. Folgerichtig sind alle diese Einzelperspektiven zu erheben, oft sowohl über Experteninterviews, aber oft auch ethnografisch, um den Vollzug zu beobachten. Diese methodenplurale Erhebung ist sehr aufwendig, kann aber auf diese Art und Weise das komplexe Versorgungssetting rund um die Kinder nachbilden. Das vorher vermutete Phänomen, dass die Kinder z. T. in den einzelnen Dimensionen sehr verschobene Entwicklungsverläufe zeigen, hat sich schon mit den ersten Erhebungen bestätigt, sowohl durch das mitgeteilte Erfahrungswissen der Therapeuten als auch durch eine erste umfangreiche mehrjährige Begleitung eines Kindes.

Was ist nun der Fall dieser Untersuchung? Die Theorie, die gebildet werden soll, ist eine Theorie zur Sozialisation unter Krankheitsbedingungen. Grundelement der Theorie ist der Fall – so mein Fallbegriff und Vorschlag. Es ist die Invariante, quasi der gemeinsame Nenner, der in allen Erhebungseinheiten, d. h. bei allen Kindern, in Variation, in verschiedenen Erscheinungsformen oder verschiedenen Verläufen, vorkommt, der die Logik des Funktionierens aus sich heraus bestimmt. Die Logik des Funktionierens analysiert zu haben heißt, sowohl alle notwendigen Elemente, die eine sozialisatorische Rolle spielen, identifiziert zu haben, als auch die innere Funktionsweise verstanden zu haben. Dann kann man beschreiben, ‚was der Fall bei diesen Kindern ist‘, was sie als Allgemeines untereinander vergleichbar macht, für sie typisch ist, und was sie von allen anderen chronisch kranken Kindern unterscheidet.

Mit anderen Worten: In diesem Projekt steht erst am Ende fest, was der ‚Fall‘ war. Dieses Fallverständnis in seiner strengeren und genaueren Begriffsverwendung würde ich gern diskutieren.

Kontakt:

Prof. Dr. Claudia Peter

Goethe-Universität Frankfurt/Main, Institut für Soziologie

Theodor-W.-Adorno-Platz 6, D-60629 Frankfurt am Main

Email: c.peter@soz.uni-frankfurt.de

Grenzen des Falls

Zwischen Besonderheiten und Verallgemeinerungen

Grit Petschick, TU Berlin

Die vorliegende Studie geht der Frage nach, wie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu Zeiten der Exzellenzinitiative gemacht werden und welche Dimensionen sozialer Ungleichheiten, wie Geschlecht, Nationalität und soziale Herkunft der Akteure, dabei im Feld eine Rolle spielen. In zwei ethnographischen Fallstudien hierzu sollte sowohl die Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit als auch die Herstellung von Unterschieden auf der Ebene des alltäglichen Vollzugs, d. h. über wissenschaftliche Praktiken und habitualisiertes Handeln, erfasst werden. Im Fokus der Untersuchungen standen dabei die alltäglichen Praktiken der Forschenden, da ich davon ausgehe, dass eine Reihe differenzierender und diskriminierender Praktiken und die darin eingelagerten, impliziten Zuschreibungen den Akteurinnen und Akteuren nicht bewusst sind, sondern vielmehr interaktiv hergestellt werden.

Untersucht wurden hierzu zwei Einzelfälle, zwei naturwissenschaftliche Arbeitsgruppen, die mit ihrer Forschung an Exzellenzclustern beteiligt sind. Dabei wurde ein iteratives Vorgehen gewählt, bei dem verschiedene Personen des wissenschaftlichen Mittelbaus aus den Fächern Physik und Chemie, die als Fälle im Fall betrachtet werden können, in ihrem wissenschaftlichen Alltag während einer Zeitspanne von drei Jahren ethnografisch begleitet wurden. Durch fallvergleichende und fallkontrastierende Analysen sollen die Arbeitsroutinen der Forschenden, ihr Glauben an das Feld, ihre Einstellung und Erwartungen an das Wissenschaftssystem im Allgemeinen und ihre aktuelle Arbeits- und Forschungssituation im Speziellen verglichen, das Spiel der Wissenschaft mit seinen Regeln und relevanten Ressourcen näher beleuchtet und Mechanismen der In- und Exklusion sichtbar werden.

Doch was ist, wenn sich die beiden Einzelfälle, wie im vorliegenden Fall, durch das iterative Verfahren unterschiedlich entwickeln und sogar eine Asymmetrie in der Beobachtungszeit und somit der Datenmenge entsteht? Inwieweit ist dann eine Kontrastierung der beiden Fälle bezüglich verschiedener Dimensionen überhaupt noch sinnvoll oder möglich? Und können in einer solchen Situation durch Fallvergleiche innerhalb der Fälle Verallgemeinerungen getroffen werden? Wie können bei der großen Menge an Daten und deren Detailreichtum Fälle identifiziert und voneinander abgegrenzt werden? Welche Prozesse, Situationen und Geschichten stellen neben den Personen Fälle dar? Diese und ähnliche Fragen sollen anhand der vorliegenden Studie anschaulich diskutiert werden.

Kontakt:

Dipl. phys. Grit Petschick
Technische Universität Berlin, Institut für Soziologie
Fraunhoferstraße 33-36, D-10587 Berlin
Email: grit.petschick@tu-berlin.de

Der Fall und sein Kontext

Anforderungen der Fallkonstruktion in der qualitativen Sozialforschung

Hans J. Pongratz, LMU München

Der Fall als Gegenstand empirischer Analyse ist eine Konstruktion im Forschungsprozess. Auch wenn konkrete soziale Einheiten – Personen, Gruppen, Organisationen, Prozesse etc. – als Untersuchungsfälle ausgewählt werden, sind sie nie vollständig und als Ganzes zu erfassen. Zum Fall werden sie – ebenso wie das für die „Behandlung“ von Fällen durch jegliche Profession gilt – durch die Untersuchungsabsicht gemacht, mit der bestimmte Merkmale fokussiert und andere marginalisiert werden. Indem der/die Forschende eine Untersuchungseinheit zum Fall erklärt, wird eine charakteristische Perspektive auf diese eingenommen, welche das Resultat der Verbindung von Forschungsfragen, Analysekonzepten und Untersuchungsmethoden ist. In der Forschungspraxis wird die explizite Konstruktion des Falles als methodische Anforderung allerdings häufig umgangen, indem auf der einen Seite konkrete Untersuchungseinheiten als „Gegenstand“ benannt und auf der anderen Seite die Grundlinien des Forschungsdesigns festgelegt werden. Der Fall – so die implizite Annahme – ergibt sich aus dieser Koppelung quasi von selbst. Der Vortrag plädiert hingegen für eine systematische Betrachtung der Fallkonstruktion als einer eigenständigen Aufgabe im Forschungsprozess. Denn eine gezielte Konstruktionsarbeit trägt generell zur Passgenauigkeit der Abstimmung von Forschungsfrage und Untersuchungsmethode bei. In der qualitativen Fallstudienforschung ist sie darüber hinaus unverzichtbar für die Bestimmung des Verhältnisses von Fall und Kontext: In der „case study methodology“ wird die Verknüpfung des Falles mit seinen relevanten Rahmenbedingungen (als Kontextfaktoren) für die Analyse des Einzelfalles ebenso gefordert wie für die vergleichende Betrachtung in der „multiple case study“. Die Ziehung der Grenze zwischen Fall und Kontext stellt folglich eine grundlegende Voraussetzung des Erkenntnisgewinns dar. Dieses Argument wird ausgearbeitet und veranschaulicht am empirischen Beispiel von Interaktionsfallstudien, die im Rahmen einer Implementationsstudie zur Gründungsförderung im Jobcenter durchgeführt worden sind. Anhand von Beratungsgesprächen zwischen Fallbearbeiter_innen und ihren an beruflicher Selbstständigkeit interessierten Klient_innen werden Fragen der Konstruktion von Fall und Kontext als methodische Entscheidungen behandelt und in ihrem Zusammenhang mit Aspekten des Feldzugangs, der Forschungsabsicht und des Erhebungsinstrumentariums erörtert. Die Fallkonstruktion wird dabei als eine den gesamten qualitativen Forschungsprozess bis hin zur Auswertung, Interpretation und Darstellung der Ergebnisse begleitende methodische Anforderung verstanden. Die Überlegungen sind eingebettet in neuere Ansätze und Debatten der „case study methodology“.

Kontakt:

Prof. Dr. Hans J. Pongratz

Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Soziologie

Konradstraße 6, D-80801 München

Email: hans.pongratz@lmu.de

Casing als Prozess

Wie sich im Forschungsverlauf verändert, was ein Fall ist, kann und soll

Susann Wagenknecht, Universität Siegen

Was genau eigentlich einen ‚Fall‘ ausmacht, wird in der qualitativen Sozialforschung selten expliziert. Womit SozialwissenschaftlerInnen arbeiten, wenn sie mit oder an einem Fall arbeiten, bleibt oft undeutlich. Es steht zu vermuten, dass diese Undeutlichkeit von einer spannungsreichen Vielfalt fallbezogener Forschungspraktiken zeugt. Es steht auch zu vermuten, dass diese Undeutlichkeit eine dem Forschungsverlauf inhärente Dynamik von vielfältigen impliziten Fallverständnissen anzeigt. Dieser zweiten Vermutung möchte ich nachgehen.

Weitaus deutlicher als das, was ein Fall eigentlich ist, ist das, was ein Fall im Verlauf qualitativer Sozialforschung soll. SozialwissenschaftlerInnen haben zumeist greifbare Erwartungen davon, welche Forschungsleistungen ein Fall im Forschungsverlauf ermöglichen soll – ‚what cases do‘ (Abbott 1992) ist häufig klarer und einfacher zu explizieren als das, was Fälle im jeweiligen Forschungskontext sind.

Ich zeige in meinem Beitrag, wie solche Erwartungen an den qualitativen Fall nicht (nur) von methodischen, theoretischen und empirischen Bindungen abhängen, sondern (auch) vom Forschungsverlauf. Was ein Fall ‚macht‘ – und damit: was einen Fall ausmacht, was er überhaupt erst ist – verändert sich im Forschungsverlauf. Um diesen Sachverhalt begrifflich zu fassen, beziehe ich mich auf Charles Ragin und beschreibe den Umgang mit Fällen im Verlauf sozialwissenschaftlicher Forschung als casing. Casing ist ein Prozess, „a varied but routine social scientific activity“ und „a research tactic“ (Ragin 1992, S. 217). Casing „is selectively invoked at many different junctures in the research process, usually to resolve difficult issues in linking ideas and evidence“ (ibid.).

Was ich als casing beschreibe, illustriere ich durch eigene Erfahrungen aus laufender Forschung zum Gebrauch von Algorithmen im städtischen Verkehrsmanagement – ein Forschungsgegenstand, dem ich mich einerseits durch ethnografische Beobachtungen nähere, andererseits durch verschiedene interdisziplinäre, internationale Diskursstränge.

Indem ich eigene Forschungserfahrungen zum Fall mache, werde ich in meinem Beitrag vier Motive des casing beschreiben. Auf diese Weise skizziere ich, welche verschiedenen Forschungsleistungen mir mein Fall im Verlauf meiner Forschung ermöglicht hat und noch ermöglichen soll: der Fall als (Er-)Öffnung, als Filter, als Verknüpfung von Interaktionszusammenhängen und als Resonanzkörper. Wenngleich ich diese Motive nicht als Abfolge verstanden wissen möchte, so ist doch zu erwarten, dass unterschiedliche Motive einzelne Phasen des Forschungsverlaufs dominieren.

Literatur:

Abbott, Andrew. 1992. What do cases do? Some notes on activity in sociological analysis. In *What is a Case? Exploring the Foundations of Social Inquiry*, Hrsg. Charles C. Ragin und Howard S. Becker, 53-82. Cambridge University Press: Cambridge.

Ragin, Charles C. 1992. ‚Casing‘ and the process of social inquiry. In *What is a Case? Exploring the Foundations of Social Inquiry*, Hrsg. Charles C. Ragin und Howard S. Becker, 217-226. Cambridge University Press: Cambridge.

Kontakt:

Dr. Susann Wagenknecht
Universität Siegen, Seminar für Sozialwissenschaften
Adolf-Reichwein-Str. 2, D-57068 Siegen
Email: susann.wagenknecht@uni-siegen.de